

REKONSTRUKTION

Zuckerhuts Wiedergang

Tanja Scheffler

Eines der bekanntesten Hildesheimer Vorkriegspostkartenmotive, der „umgestülpte Zuckerhut“ am Andreasplatz, soll neu entstehen. Es gibt einen privaten Geldgeber, das Originalgrundstück ist noch unbebaut, und man hat sich auf ein Nutzungskonzept geeinigt. Also alles wunderbar?

In dem Wunsch nach einem „historischen Innenstadttambiente“ mischen sich späte Trauer um Bausubstanz, die im Krieg verloren ging, mit Begehrlichkeiten des Citymarketings. In Hildesheim gipfelte diese Gemengelage bereits in den 80er Jahren im Wiederaufbau des Knochenhaueramtshauses (wofür man Dieter Oesterlens „Hotel Rose“ abriß) und in der restaurativen Umgestaltung des gesamten Marktplatzes.

Seit geraumer Zeit ringt der Verein „Hildesheimer Altstadtgilde“ um eine weitere Rekonstruktion: Am Andreasplatz soll der „umgestülpte Zuckerhut“ wiedererstehen. Bis zur Zerstörung im Zweiten Weltkrieg war das skurrile kleine Fachwerkhaus eine Attraktion in der Stadt. Es lehnte sich an das mit aufwendigem Schnitzwerk ausgestattete „Pfeilerhaus“

und konnte durch kühne Auskragungen seine Grundfläche nach oben hin nahezu verdoppeln. Über Jahrhunderte war das Gebäudepaar beliebtes Motiv auf Zeichnungen, Gemälden und später auf Postkarten. Heute befindet sich am Andreasplatz ein – seit 1992 denkmalgeschütztes – unauffälliges 50er-Jahre-Ensemble: Das Pfeilerhaus wurde in Anlehnung an den Vorgänger in vergleichbaren Proportionen als Betonfachwerk neu errichtet; um zwei der Pfeiler baute man einen kleinen nierenförmigen Glas-Pavillon herum. Das Grundstück des umgestülpten Zuckerhuts hingegen wurde dem Straßenraum zugeschlagen und blieb unbebaut.

Ein Geschenk?

Initiator und Geldgeber für den geplanten Neubau des Zuckerhuts ist die private „Kaiserhaus-Stiftung Heinz Geyer“; der 85-jährige Geyer ist Architekt in Hildesheim. Im Jahr 2006 lehnte die Stadt einen Wiederaufbau am Andreasplatz noch ab, regte stattdessen die Suche nach einem alternativen Standort an. Doch Geyer bestand auf dem Original-Grundstück, und so gab es 2007 einen einstimmigen Ratsbe-

schluss zum Wiederaufbau am alten Standort; die Preisträger eines anschließenden eingeladenen Ideenwettbewerbs sahen den Abriss des denkmalgeschützen nierenförmigen Pavillons vor, obgleich er dem Zuckerhut gar nicht im Wege steht.

Mit dem Wechsel im Amt des Stadtbaurats im vergangenen Jahr hat sich die Situation für den kleinen Pavillon verbessert: Der neue Amtsinhaber hat deutlich gemacht, dass der Denkmalschutz nicht zur Disposition steht und damit in der Stadt eine erregte öffentliche Diskussion entfacht, die bis hin zu persönlichen Drohungen gegen ihn eskalierte. Seit Januar 2009 schließlich suchten alle Beteiligten gemeinsam nach einer Lösung. Anfang Februar präsentierte der Stadtentwicklungsausschuss folgenden Kompromiss: Der Zuckerhut wird rekonstruiert; in die Obergeschosse zieht eine „öffentliche“ Nutzung ein, eine Ausstellung zu Zerstörung und Wiederaufbau Hildesheims; das – nur 17 Quadratmeter kleine



– Erdgeschoss wird mit dem Pavillon zu einer Nutzungseinheit zusammengefasst (ein Café ist geplant), der Durchgang unter dem Pfeilerhaus wird geschlossen und in das Café integriert.

Wenn Alt und Neu sich gegenseitig auf die Schippe nehmen

Doch die Idee für das Nutzungskonzept ist durchaus umstritten: Im Knochenhaueramtshaus gibt es bereits eine vergleichbare stadtgeschichtliche Ausstellung mit Gastronomie, die nur mäßig angenommen wird. Und die geplante Verglasung zwischen den Pfeilern wird den dort seit Jahrhunderten bestehenden Weg weitgehend verschließen und das Ensemble somit städtebaulich stark beeinträchtigen. Spätestens seit die örtliche Zeitung einige von der Stadt erstellte recht grobe Fotomontagen veröffentlicht hat, kann sich jeder von der seltsamen sackgassenähnlichen Situation überzeugen, die der neu gebaute Zuckerhut erzeugen wird. Und noch mehr von der äußerst fragwürdigen Kombination aus Alt und Neu – die an diesem Ort so gar nicht zusammenpassen wollen: Der Andreasplatz ist ein gewachsenes Ensemble, das mit seinen an die historische Bausubstanz angelehnten schlichten Gebäuden beispielhaft den Nachkriegswiederaufbau verkörpert, während der kuriose umgestülpte Zuckerhut ein Produkt der hochverdichteten Fachwerkstadt war, dem genauen Gegenteil des in den 50er Jahren propagierten Ideals von „Licht, Luft und Sonne“.

AUSSTELLUNG

Palast in Riovan | Lucio Nardi anagrammiert im A trans Pavilion

Der Geruch von Tic Tac erfüllt den Raum. Zu Tausenden ausgestreut, formen die kleinen weißen Bonbons die Topografie eines knallig bunten Architekturmodells auf einem Leuchttisch. Die Versuchung ist groß, gestohlen ein paar von der Grundplatte zu naschen; empfindliche Fehlstellen belegen den enormen Zuspruch seit der Eröffnung.

Die Ausstellung „Palast in Riovan – Eine neue Episode von CITTÀ C“ des italienischen Architekten Lucio Nardi und der Künstlerin Dörte Meyer im Berliner A trans Pavilion gestattet dem Besucher im Prinzip einen rein sinnlichen Zugang. Dieses Modell könnte sich selbst genug sein, so süß und minzig das Aroma, so bunt die Tic-Tac-Schachteln in Normal- und „Big Pack“-Größe, die, zu putzigen Häuschen arrangiert, eine Idee des modularen Bauens vermitteln sollen. Zusätzlich hängen an den Stirnseiten des Pavillons je vier Bildtafeln, die den Leser auf verrätelte Pfade führen. Zwei unkommentierte Videofilme von Dörte Meyer fügen den Gang durch ein dunkles Schloss und ein verfallenes Gebäude hinzu. Es sei ihm nicht so wichtig, sagt Lucio Nardi, wie sich die Besucher dem Arrangement dieser Objekte nähern und es interpretieren. Jedoch: Es braucht Erklärung, Führung und Diskussion, um alle Gedankenspiele und

die Kopfarbeit dahinter nachvollziehen zu können. Dies alles nicht zu kennen, wäre ein echtes Manko.

Architekten lieben das Anagramm, steckt hinter dem Spiel mit den Buchstaben doch der Akt des Umordnens von immer gleichen (Bau)-Teilen zu etwas Neuem. Auch Lucio Nardi spielt seit geraumer Zeit damit, und für seinen Beitrag „CITTÀ C“ gewann er im Jahr 2007 einen Preis im Wettbewerb des Werkbunds Nord. Im A trans Pavilion ist eine erweiterte Variante der Arbeit ausgestellt. Sie basiert auf einem Kinderbuch, das von den Onkeln Leopold und Romuald erzählt, dem sesshaften Astronomen und dem nomadisierenden Geografen. Die beiden fabulieren über das Wesen von „Konstellationen“. Wie stehen Stadt, Haus und Familie, Raum und Zeit zueinander? Das Buch illustriert dies mit klugen Bildverweisen und teils dadaistischen Sprechblasen und lässt den Betrachter in alle möglichen Tiefen der Wort- und Literaturspielerei eintauchen; so darf der Hinweis auf Georges Perecs Roman „Das Leben Gebrauchsanweisung“ nicht fehlen, diesen gigantischen Rösselsprung aus angetippten Gedankengängen und Sinnzusammenhängen.

Nardis Bilderbuch ist auf Tafeln an die Wand gehängt, und die Sprachspiele darin können ganz einfacher Art sein: Module = Du Möle, El Mudo, Do' Lume und Old Emu, eine leichte Fingerübung für den versierten Anagrammierenden. Oder auch komplizierterer Natur: Die Ausstellung nennt sich Palast in Riovan dies entspricht A trans Pavilion, während Ri-

ovan wiederum Rovina, italienisch für die Ruine, sein kann und so als fehlendes Puzzlestück zu den Filmen von Dörte Meyer passt. (Sie hat übrigens in Schloss Solitude und im alten Ahrenshooper Kurhaus gefilmt.) Was passiert, wenn Konstellationen für eine kurze Zeit einfrieren, sich daraus Haus, Stadt und Zwischenraum verfestigen, das zeigt das Modell. Ach ja: CITTÀ C heißt, umsortiert, TIC TAC. Hätten Sie's erkannt? Eva Maria Froschauer

A trans Pavilion | Hackesche Höfe Hof III, Rosenthalerstr. 40/41 | ► www.atrans.org | bis 22. März, Fr 14–19 Uhr und nach Vereinbarung, Schaufenster rund um die Uhr

Tausende Minimizbonbons und ihre Verpackung werden bei Luigi Nardi Teil eines komplexen Wort- und Gedankenspiels.

Foto: Karsten Huth



FILM

Was Sie schon immer über Ziegel wissen wollten | Farun Harockis „Zum Vergleich“

Der Backstein ist das kleinste und älteste Fertigteil der Welt. Wie Ziegel hergestellt werden – das ist überall bekannt. Harun Farocki ist den unterschiedlichen Arten der Backsteinproduktion und den damit verbundenen Hausbautechniken nachgegangen; in Afrika, in Indien und in Europa hat der Filmemacher Menschen und Maschinen bei der Fertigung und Verarbeitung der Steine mit der Kamera beobachtet. „Zum Vergleich“ heißt sein im Februar auf der Berlinale vorgestellter Streifen.

Auf den ersten Blick erscheinen die Herstellungstechniken und Produkte, die der Zuschauer zu sehen bekommt, viel zu verschieden, um tatsächlich vergleichbar zu sein. Und Farockis Bilder rufen altbekannte Klischees auf: auf der einen Seite – im hochtechnisierten Europa – die anonyme, maschinelle Verarbeitung von Matsch zu Steinen und die computergestützte Weiterverarbeitung zu Wänden und ganzen Häusern. Der Mensch macht sich die Hände hier nicht mehr schmutzig, er überwacht Kontrollbildschirme, trägt selbst dabei Handschuhe, er dirigiert den Kranführer und drückt gegebenenfalls noch eine aus Ziegeln zusammengesetzte Fertigwand in die richtige Position, in welcher der Kran sie schließlich absetzt. Die Sinneswahrnehmungen des Arbei-



Wer könnte auf die Idee kommen, in das enge Sträßchen neben den spröden 50er-Jahre-Bauten ein Fachwerkhaus zu setzen?

Luftbild: Andreas Hartmann; Fotomontagen: Stadt Hildesheim



Vom Brennen der Ziegel über das Aufschichten der Wände bis zum Stampfen des Fußbodens: Diese Schule in Burkina Faso wird vollständig in dörflicher Gemeinschaftsarbeit gebaut. Filmstill ©Harun Farocki 2009